

Treffpunkt im Unendlichen

Das Problem mit der Identität

Koschka Linkerhand

„Wir sind ja so sehr befreit, man weiß gar nicht mehr, wozu man sich zusammenrotten soll.“

Georgette Dee

Eins

Schon der erste Blick auf ein beliebiges queeres Flugblatt oder auf eine unter queeren Vorzeichen geführte Diskussion offenbart den berauschten Taumel der Identitäten. Neben die alten Selbstbezeichnungen von Homosexuellen als Schwule und Lesben und die – zumindest begrifflich – ebenfalls etablierten Bisexuellen treten die Geschlechtsidentifizierungen trans*, inter und agender, neuere Selbstbeschreibungen wie pan- und asexuell sowie Spielarten und Selbstinszenierungen wie questioning, poly, butch und femme, dominant und submissiv. Der Reigen geht nahtlos weiter mit Kategorien jenseits von Geschlecht und Sexualität: mit Schwarz, of color, Akademiker*in und dennoch von Klassismus betroffen, ableisiert.

Eine wesentliche Rolle beim Aufzählen spielen dabei Sternchen und Unterstrich, die einerseits die potenzielle Unendlichkeit der Selbstbestimmungen hervorheben sollen – andererseits all die schönen Kategorien als begrenzt, unwahr und uneigentlich markieren. Beispielsweise sagt uns die Benennung Frau*, dass es auch Frauen gebe, die nicht sofort als solche erkennbar

seien, Frauen, die eventuell keine Muschi und keine hohe Stimme haben. Gleichzeitig will sie über das Frausein hinausweisen, da es sich um ein soziales Konstrukt handelt, also eine Unwahrhaftigkeit, die mit dem tiefsten Sein der Einzelnen nichts zu tun habe. Die Anteile an Identitätsempfase und Identitätskritik variieren: Ein Forum für Asexuelle wird seine Kategorie, die endlich in ein Wort fasst, was die Beteiligten immer gefühlt haben, mit mehr Feuer und Freiheitsdurst in die Welt tragen als ein Plenum schlichter Heterofrauen mit Muschi, die hastig Sternchen anfügen, um nicht als ausgrenzend zu gelten.

Nach gängigem queerem Lippenbekenntnis jedoch stehen alle Identitäten so gleichberechtigt wie unverbunden nebeneinander. Demnach hat die klassische Lesbe nicht mehr und nicht weniger Anlass, für ihre Rechte zu streiten, als diejenigen Schüchternen, die neuerdings ihre Identität als *introverts* formieren und gesellschaftliche Anerkennung dafür einfordern, dass sie am Buffet nicht den Mund aufkriegen. Es scheint eine pragmatische Lösung zu sein, beide unter dem Banner queer zu versammeln und gegen Normativitäten zu Felde ziehen zu lassen: für ein gutes und freies Leben für alle. Auch bietet sich an, statt von Frauen, Lesben, Schwarzen und Arbeitern einfach von Menschen zu sprechen – so, wie die alten KämpferInnen einander mit „Frauen!“ oder „Proletarier!“ anredeten. Der Kampfbegriff Mensch eignet sich wunderbar für queeren Aktivismus, denn es ist die inklusivste und inhaltsleerste Personenbezeichnung überhaupt und auch die hoffnungsvollste. Wer sich auf dieses weiche Sofa der Menschlichkeit nicht betten lässt, sondern auf Frauen ohne Sternchen und auf Feminismus ohne queer beharrt, handelt unverständlich und – schlimmer – verletzend. Wer derart ausschließend schreibt und spricht, wird der weiteren Kontroverse nicht für würdig befunden und von der queeren Diskussion ausgeschlossen.

Allein in dieser kleinen begrifflichen Bestandsaufnahme klingt an: Identitätspolitik ist das hauptsächliche Schlachtfeld queerer Politik, ihr Anfang und leider auch ihr Ende. Identität wird fetischisiert, das heißt eine Form des politischen Ausdrucks, die nicht eigene und fremde Identitäten als Maß der Dinge setzt,

ist gar nicht mehr denkbar. Sie wird sogar als grob unzulässig empfunden, sofern sie versucht, Identitäten auf gesellschaftliche Verhältnisse zurückzuführen, sie also in eine politische Theorie einzubinden und – größter Fauxpas von allen – zu erklären.

Ich möchte die Ursachen und die Folgen dieser verabsolutierten Identitätspolitik am Beispiel des Queerfeminismus verhandeln. Dass ich als Feministin dabei an einem Bändchen mitwirke, in dem größtenteils Typen, wenngleich größtenteils schwule, über eine Politbewegung vom Leder ziehen, die sich zu weiten Teilen als feministisch versteht, ist dabei mein eigener pikanter Konflikt – der sich jedoch, hoffe ich, nicht in der identitären Zuschreibung erschöpft. Vielmehr soll hinter der Polemik ein Fünkchen Solidarität mit den queerfeministischen Genossinnen aufscheinen, im Bewusstsein, dass die politischen Kämpfe sich überschneiden.

Zwei

Historisch betrachtet, speist sich die queerfeministische Sehnsucht nach der Identität aus zwei Quellen: Auf der einen Seite stehen die feministischen Selbstverortungen der Zweiten Frauenbewegung, die die Emanzipation von Frauen auf allen Ebenen forderte. Neben die Kämpfe um rechtliche und berufliche Gleichstellung und sexuelle Selbstbestimmung trat eine feministisch reflektierte Sprache, traten der hymnische Gebrauch des Wortes Frau und das Binnen-I. In Anlehnung daran, aber auch in Abgrenzung zur propagierten universalen Schwesterlichkeit brachte wenig später der Differenzfeminismus weitere Kategorien, die sichtbar werden sollten – siehe Audre Lordes großartiges Selbstbekenntnis als „black lesbian feminist mother poet warrior“ (Piesche 2012: 9). Bereits hier zeichnete sich ab, dass die Differenzen in der Identität ins Unendliche gingen und die Tendenz bargen, die feministische Solidarität unter Frauen grundlegend in Frage zu stellen.

Den zweiten Strang bildet die Queerbewegung, die sich Ende der 1980er Jahre anlässlich der verheerenden AIDS-Krise

zusammenfand: Die US-amerikanische Mehrheitsgesellschaft half den tausenden an der unbekanntenen Seuche erkrankten Schwulen weder durch Forschung noch durch einfache medizinische Versorgung, sondern ließ sie einfach verrecken. Diese Erfahrung brachte verschiedene Minderheiten wie Schwule, Lesben, Transpersonen, Nichtweiße, illegale Einwanderer dazu, gemeinsam auf die Barrikaden zu gehen (vgl. Kunstreich 2015: 76). Das wurde zur Geburtsstunde von queer – verstanden als ein Sammelsurium an Verqueeren, Perversen, Ausgestoßenen, die nicht den gesellschaftlichen Normen entsprachen und das auch nicht mehr wollten. Die schmerzliche historische Erfahrung der Pathologisierung abweichender Sexualitäten wird eine Rolle dabei gespielt haben, dass die Aktivist_innen das Hervorheben spezifischer sexueller Identitäten vermieden.

Diese Negation von Identität kehrt wieder in Judith Butlers Abschaffung der Frau als politischem Subjekt, die der in die Jahre gekommenen Frauen- und Lesbenbewegung den theoretischen Todesstoß versetzte. Seit der Machtübernahme des Queerfeminismus in den 1990er Jahren heißt es zunehmend: Ich bin gar nicht *eigentlich* Frau, sondern viel mehr als das (bi mit schottischen Vorfahren beispielweise); meine Befreiung besteht darin, mich vom bloßen Frausein loszusagen und individuellere Identitätsangebote zu sondieren (etwa Veganerin mit einer Vorliebe für erotische Mangas). Hier zeigt sich die unreflektierte Dialektik des Identitätenfetischs, der von gesellschaftlicher Vermittlung nichts wissen will: Die Verneinung der weiblichen Identität schlägt haltlos in alternative Identitätsbestimmungen um, ohne dass gefragt würde, welchen ideologischen Sinn und Zweck Identität hat. Die feministische Erkenntnis, dass Frausein ein wesentliches Strukturelement im kapitalistischen Patriarchat sein könnte, das Zwangscharakter hat und zu dem die Wünsche und Bedürfnisse der Einzelnen immer schon in leidvollem Widerspruch stehen, wird in reine Identitätspolitik aufgelöst: Frau ist, wer sich als solche bezeichnet – und auch diese Selbstbezeichnung geschieht gewissermaßen in Klammern, im Modus des Uneigentlichen. Das Resultat ist eine stille Frauenfeindlichkeit, die die queerfeministische Bewegung

als ein masochistisches Element durchzieht und in deren Kielwasser auch eine selbstbewusste, frauenzentrierte Lesbenpolitik zusehends untergeht: als schämten sich Feministinnen, dass ihre Vorgängerinnen so frauenuntypisch viel Platz eingenommen haben, obwohl es ihnen so schlecht doch gar nicht ging. Der Unterstrich als queere Weiterentwicklung des Binnen-I betont nicht mehr die weiblichen grammatischen Formen, sondern schafft Geschlechtsneutralität, die für sich genommen im ungeführt weiter bestehenden Patriarchat keine andere Wirkung hat als die traditionelle Geschlechtsblindheit des generischen Maskulinums. In einigen Kreisen wurde das antipatriarchale Kürzel FLTI*, das etwa Duschen und Tanzflächen exklusiv für Frauen, Lesben, Trans- und Intersexuelle ausweist, neugeordnet in TILF*: trans, inter, lesbian, feminist, womit die irritierenden Frauen endlich ganz beseitigt wären.

Doch die Entwicklung des Sprachfeminismus ist nur eine Seite der Medaille – eine materialistische Untersuchung muss die Sehnsucht nach der Identität in den sozioökonomischen Verhältnissen verorten können. Im Neoliberalismus liegt die vorrangige Aufgabe des bürgerlichen Subjekts darin, die Identität mit sich selber durch permanente Selbstgestaltung und -optimierung zu gewährleisten. Die Forderung des Tages lautet, in allen Dingen flexibel zu sein und dennoch immer ganz bei sich: in der Wahl des Arbeitsplatzes wie des Liebesobjekts wie auch der Form, in der soziale Beziehungen gelebt werden können. Darin liegen Freiheitsmöglichkeiten, die ältere Generationen nicht kannten – aber auch ein neuer Zugriff des Marktes auf das Intimste, der eine nie gekannte aktive Bejahung schäbiger Lebensbedingungen voller Einschränkungen verlangt. Geschlechtliche und sexuelle Zuordnungen müssen zu individuellen und fürchterlich selbstbestimmten Merkmalen umgewertet und sich angeeignet werden: im Rahmen des verdinglichten Denkens, wie es bereits Adorno und Horkheimer anprangerten (vgl. Adorno/Horkheimer 2005: 210f.). Die neoliberale Vorstellung von Freiheit fordert jede Einzelne auf, aus dem bunten Topf der Möglichkeiten ihr ganz individuelles Identity-Ticket zu ziehen und zu Markte zu tragen. Der

Queerfeminismus übernimmt diese neue Ticketmentalität: Geschlecht, Sexualität, Begehren scheinen nur mehr identitätsförmig begreifbar zu sein, nicht als Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse, die fast unentrinnbar sind, aber sehr wohl kritisiert werden können. Die VerfechterInnen von Polyamorie etwa zwingen die Skeptikerin in die ulkige Identität der Monogamistin – als wäre es nicht möglich, die auf Exklusivität drängende romantische Liebe als tiefsten Bestandteil der kapitalistischen Gefühlswelt zu denunzieren und sie dennoch als die lebbarste und befriedigendste Möglichkeit der Liebesbindung zu praktizieren. Der Bereich dessen, was Identität ausmachen kann, verbreitert sich dabei stetig. So ist kaum mehr kontrovers, dass BDSM-AnhängerInnen mit derselben Selbstverständlichkeit von Coming-out sprechen und auf dem CSD Sichtbarkeit einfordern wie Homosexuelle. Diese Beliebigkeit spiegelt sich auch in der freien Kombinierbarkeit der Identitätskategorien, deren individuelles Muster, so die Hoffnung, die Einzigartigkeit und paradoxerweise die Unkategorisierbarkeit der so kategorisierten Menschen aufzeigen soll. Beispielsweise wird bei der Aufzählung sexueller Identitäten gern betont, dass selbstverständlich nicht nur Frauen* lesbisch sein könnten. Dass die Geschichte und spezifische Problematik des Lesbischseins wesentlich mit der weiblichen Geschlechterrolle zusammenhängen und sich hierin etwa von der Diskriminierung, die Schwule erfahren, unterscheiden, fällt dabei unter den Tisch.

Drei

Auf dem Weg von Butlers poststrukturalistischen Höhen zur Subkultur, die in Hamburg exakt genauso aussieht wie in Budapest oder St. Petersburg, hat der Queerfeminismus als politische Bewegung einen Stand erreicht, auf dem seinen Aktivistinnen nicht einmal mehr bewusst ist, dass sie einer ganz bestimmten feministischen Linie folgen, zu der es Alternativen gibt – deren Kenntnis sie sich aber so weit wie möglich entziehen. Die queerfeministische Theoriefeindlichkeit speist sich zu einem nicht

unerheblichen Teil aus Angst vor der Konfrontation mit diskriminierenden Aussagen, wie sie die gesamte abendländische Tradition von Immanuel Kant bis Alice Schwarzer aufweist: Wer diese liest und ausspricht, reproduziere bereits die Verletzung, die diese Texte allen möglichen Leuten angenommenerweise bereiten. Das ist die logische Schlussfolgerung einer Bewegung, die im Wesentlichen Sprachpolitik macht und der Einfachheit halber glaubt, hinter dem Sprechen gebe es keine Realität. Folgerichtig sind Queerfeministinnen vollauf damit beschäftigt, sich und andere dahingehend zu disziplinieren, um Gottes willen niemandes Identität zu hinterfragen. Vielmehr sollen aus den unhintergehbaren Identitätswörtern schillernde intersektionale Netze geknüpft werden, die die Vielfalt der Menschen sowie der Diskriminierungsformen abbilden. Diese Beschränkung der Perspektive aufs Identitätensammeln ist bedauerlich: Die Augen vor dem Paradigma des eigenen Denkens und Handelns zu verschließen, ist der beste Weg, sich dumm zu machen und sich obendrein moralisch integer zu fühlen. Der ewig menschelnde Moralismus der Queerfeministinnen, ihre Freude am Schablonenhaften und ihre Feindschaft gegenüber Ambivalenz, Doppelbödigkeit und der melancholischen Ironie angesichts dieser schlecht eingerichteten Welt – das ist es, was den solidarischen Umgang mit ihnen so schwierig macht.

Dabei ist Identitätspolitik ein unverzichtbarer Teil feministischen Denkens und Handelns. Feminismus wird gerade interessant durch die ihm innewohnende Spannung zwischen dem Erforschen der eigenen Geschlechtsidentität und ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit und, andererseits, einer objektiven, revolutionären Theorie der patriarchalen Gesellschaft, deren Triebfeder gerade das subjektive Leiden an der weiblichen Identität ist. Ein materialistischer Feminismus, der versucht, Individuelles und Gesellschaftliches fruchtbar zu vermitteln, tut sich freilich schwer mit dem Identitätsangebot queer, das sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität mit einer bestimmten politischen Ausrichtung zusammenwirft, als ginge das eine mit dem anderen automatisch einher. Doch der Weg zur Theorie geht sich nicht von alleine; er bedeutet auch das punktuelle

Absehen-Können von der eigenen Identität, die Vermittlung eigener Unterdrückungserfahrung mit feministischer Theorie und den theoretischen und lebensweltlichen Abgleich mit anderen feministischen und interessenpolitischen Standorten. Der Weg vieler Queerfeministinnen, die sich damit begnügen, einen Buchstaben im antipatriarchalen Kürzel, die richtigen rhetorischen Scheuklappen und eine Fahne zum Krawallmachen zu haben, geht in eine andere Richtung. Sie können sich, scheint es, nicht vorstellen, von irgendetwas bestimmt zu sein oder sich zu irgendetwas in Beziehung zu setzen, was außerhalb ihrer selbst läge.

Identitäten wie weiblich, trans, bi oder asexuell sind sehr wohl als politische Kategorien zu besetzen, die zu einer selbstbewussten Interessenpolitik aufrufen. Aber ich möchte dafür plädieren, das identitäre Moment ein wenig runterzufahren – zugunsten von etwas mehr Konflikt- und Kompromissfähigkeit und vor allem zugunsten eines stärkeren Interesses an feministischer Gesellschaftstheorie. Das würde helfen, die zahlreichen libidinösen Verstrickungen mit dem Patriarchat anzuerkennen und zu analysieren, statt sie zu leugnen oder wegglizern zu wollen. Hierbei ist eine sorgfältige Unterscheidung, wann von politischen Forderungen im Hier und Jetzt und wann von Utopien jenseits von Patriarchat und Kapitalismus gesprochen wird, von Vorteil. Selbstbespiegelung in einem Szeneklüngel Berufssubversiver ist hingegen keine erkenntnisträchtige Form der Selbstreflexion oder des aussichtsreichen politischen Kampfes. Bei allem Selbstmitleid, zu dem jeder verstärkten Anlass hat, der nicht zufällig ein weißer Heteromann mit Hund und Eigentumswohnung ist: Ich wünsche mir von den queerfeministischen Genossinnen, ein bisschen vom allzu Weinerlichen und Sensibilisierten abzurücken und sich über den identitären Tellerrand hinaus in eifrige Diskussionen zu stürzen.

Die Zeiten sind hässlich, und es geht um viel. Feministinnen aller Lager bleibt gar nichts anderes übrig, als sich zusammenzurotten und Krawall zu schlagen: gegen den erstarken Rechtspopulismus, gegen den konservativen Backlash der Geschlechterrollen in verschiedensten Teilen der Gesellschaft,

der immer zu Lasten von Frauen, Transmenschen und der sexuellen Minderheiten geht. Es geht um die Verbesserung der Lebens- und Wahlmöglichkeiten von Frauen; es geht um ein Leben, das unseren Bedürfnissen besser entspricht. Es geht um die Aneignung feministischer Geschichte. Es geht um den Übelstand, dass hierzulande Sexismus und Homophobie gegen Rassismus ausgespielt werden und umgekehrt. Es geht um die fortschreitende Barbarisierung Ostdeutschlands, um Homohasser, Abtreibungsgegnerinnen und religiöse Fundamentalismen aller Länder. Ich vermute, alle Feministinnen eint der Wunsch, dass Geschlecht und Sexualität einmal keine gesellschaftlich überdeterminierten, hierarchisierenden Kategorien mehr wären und stattdessen mit unendlichen Möglichkeiten von Lust und Freiheit verbunden sein könnten – dass tatsächlich einmal das Menschsein als allen gemeinsame Identität genügen würde.

Bringt euch in Sicherheit!

Wenn der Alltag zum Schutzraum wird

Jakob Hayner¹

Die *Humboldt-Universität zu Berlin* kommt nicht zur Ruhe. Nachdem der Politikwissenschaftler Herfried Münkler genauestens beobachtet und anschließend, mit den falschen Argumenten, kritisiert wurde, nachdem der Erziehungswissenschaftler Malte Brinkmann, gänzlich ohne Argumente, beim Ausüben seiner Lehrtätigkeit behindert wurde, nachdem der Historiker Jörg Baberowski, von den falschen Leuten, des Antikommunismus gescholten wurde und – nicht zu vergessen – ein Sprachleitfaden die Neutralisierung der Sprache empfahl und bundesweit für Erregung sorgte (vgl. Xenakis 2014), gibt es eine neue Begebenheit, die wie alle vorigen mehr über den Zustand der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften an den Universitäten verrät als über den verhandelten Gegenstand. Die Fachschaft der Gender Studies hat eines ihrer Mitglieder ausgeschlossen und eine Erklärung zu dieser Entscheidung veröffentlicht. Ein solcher Ausschluss ist ungewöhnlich und in der Geschichte der Fachschaft präzedenzlos, doch sah sich diese nach eigener Aussage „aufgrund massiver rassistischer Äußerungen und Handlungen der Person“ zu diesem Schritt „gezwungen“ (Fachschaftsinitiative Gender Studies 2015).

Was war vorgefallen? „Im Zuge eines Seminars der Gender Studies bei Lann Hornscheidt im Sommersemester 2015 wurde gegen den von Hornscheidt ausgeübten Rassismus interveniert.“ Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht mehr los, mag man in diesem Falle denken, denn Hornscheidt hat den Interventionismus dieser Art geradezu gepredigt. Doch es gab